
Sonja Glauch / Katharina Philipowski (Hgg.), *Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens.* (Studien zur historischen Poetik 26) Winter, Heidelberg 2017. XVIII/524 S., € 68,-.

Besprochen von **Sonja Zeman:** Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, D-80799 München, E-Mail: sonja.zeman@lmu.de

<https://doi.org/10.1515/arb-2020-0026>

„Denn ‚ich‘ kann jeder sagen [...]“¹ Was Bühler aus grammatischer Sicht für das Pronomen der ersten Person konstatiert, gilt in Erzählungen umso mehr: In der Narration kann es sowohl auf das erzählende Sprecher-Ich wie auch auf die erzählten Ichs als Erfahrungssubjekte im Text und damit auf unterschiedliche Instanzen auf den verschiedenen Ebenen der Narration verweisen. Zudem hat insbesondere die Analyse narrativer Texte aufgezeigt, dass auch ‚post-anthropomorphe‘ Erzähler und ‚unnatürliche Stimmen‘² ‚ich‘ sagen können und das Personalpronomen der ersten Person damit nicht notwendigerweise an das mimetische Konzept einer personalen Figur gebunden ist. Die narrative Konstitution

1 Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache.* Stuttgart 1965 (zuerst 1934), S. 103.

2 Vgl. Brian Richardson, *Unnatural voices. Extreme Narration in Modern and Contemporary Fiction.* The Ohio State University 2006; Jan Alber / Henrik Skov Nielsen / Brian Richardson, „Unnatural Voices, Minds, and Narration“. In: Joe Bray / Alison Gibbons / Brian McHale (Hgg.), *The Routledge Companion to Experimental Literature.* London 2012, S. 351–367.

des Ich ist damit bereits in der traditionell auf die Erzählungen seit der Moderne fokussierten Narratologie ein weites Feld. Die Erfassung des Ich-Erzählens in der Vormoderne bringt indes noch einmal besondere Herausforderungen mit sich, steht die Frage nach der Rekonstruktion der narrativen Ich-Instanzen doch im Kontext von in der Mediävistik kontrovers diskutierten Konzepten wie Subjektivität, Autorschaft und Medialität. Umso verdienstvoller ist es, dass der vorliegende Sammelband, der auf eine gleichnamige Tagung 2013 zurückgeht, „eine erste erzähltheoretische Orientierung über das bislang weitgehend unübersichtliche Feld des vormodernen volkssprachigen Erzählens in der ersten Person“ (S. VII) anstrebt und damit ein aus Sicht der diachronen Narratologie höchst relevantes Feld erschließt.

Neben einer Einleitung umfasst der Band 15 Artikel: Nach zwei einführenden Beiträgen sind die weiteren Aufsätze den drei Kategorien „Ich-Erzählen in lyrischen Texten“, „Erzählen von Liebe“ und „Ich-Erzählen in geistlichen Kontexten“ zugeordnet. In ihrem Überblicksartikel definieren die Herausgeberinnen Sonja Glauch und Katharina Philipowski ‚Ich-Erzählen‘ als eine Erzählhaltung, die grammatisch durch die erste Person und das Erzähltempus Präteritum bestimmt wird. Unter dieser formalen Definition ist das Ich-Erzählen nicht als eine gattungshafte Kategorisierung zu verstehen, sondern gehört zu einem „breiten und unübersichtlichen Spektrum von Traditionen, Kommunikationszusammenhängen und Gattungen“ (S. 10). Eine solche weite Konzeption erlaubt es den Beiträgern in Folge, das ‚Ich-Erzählen‘ ohne gattungsgeschichtliche Vor-Kategorisierungen in seinem historischen Kontext in den Blick zu nehmen. Eine Orientierung im „unübersichtlichen“ Feld des mittelalterlichen Ich-Erzählens geben die Herausgeberinnen, indem sie – nach einer kurzen narratologischen Einordnung und einer knappen Diskussion der Frage um die Alterität mittelalterlichen Erzählens – das Ich-Erzählen einerseits nach verschiedenen ‚Textfamilien‘ (i.e. (i) narrativ gerahmte Dialog- und Streitgedichte, (ii) Visionsliteratur, (iii) Traumerzählungen, (iv) Minnereden, (v) Minneautobiographien, (vi) Autobiographien, (vii) Reisebeschreibungen und (viii) Erzähllieder) sowie nach vier zentralen Distinktionsmerkmalen kategorisieren, anhand deren die angeführten Textfamilien charakterisiert werden können: (i) Diskursivität/Narrativität und Erfahrungshaftigkeit, (ii) Faktualität, Fiktionalität, Lügenhaftigkeit, (iii) Autorschaftskonzeptionen und (iv) Allegorizität. Auch wenn diese Vor-Kategorisierung im Sinne von Familienähnlichkeiten bewusst Überschneidungen zulässt, bietet die Einleitung einen vorausschauenden Überblick auf die im Band immer wieder als verbindende Aspekte thematisierten zentralen Parameter sowie ein Vergleichsraster, vor dessen Folie sich die Ergebnisse der einzelnen Beiträge zueinander in Bezug setzen lassen.

Der Beitrag von Eva von Contzen zeigt anhand einer Untersuchung von narrativen Inszenierungen des Ich in England und Schottland, dass die Erzählerfigur dort kaum ausgestaltet wird und die Erzählereinschübe mehr zur Strukturierung und Kommentierung als zur Selbstthematisierung dienen (S. 71). Ihr Befund, dass das Ich nicht im engen Sinne ‚erzählt‘, sondern „primär als Vermittler zwischen der (heterodiegetischen) Erzählung und dem Publikum“ (S. 73) fungiert, führt im Abgleich mit Spearings Konzept der ‚textuellen Subjektivität‘³ zu dem Schluss, dass das

3 Anthony C. Spearing, *Textual Subjectivity. The Encoding of Subjectivity in Medieval Narratives and Lyrics*. Oxford 2005.

Ich-Erzählen nicht notwendigerweise an das Bewusstsein eines Sprechers gebunden ist, sondern vielfältige Konstellationen in Bezug auf das Verhältnis zwischen erzählendem und erlebendem Ich zulässt.

Maximilian Benz und Christian Kiening untersuchen Aspekte der Zeitlichkeit in den Liedern Oswalds von Wolkenstein. Sie zeigen, dass diese einerseits durch subjektbezogenes und formal autobiographisches Sprechen charakterisiert sind, gleichzeitig aber auch in der „Spannung zwischen singulärem Ich und universalem Prinzip“ (S. 120) stehen. Insgesamt sehen die Autoren die Lieder im Kontext der Tendenz, in der Lyrik eine stärkere Subjektivität zu erproben (S. 126). Auch der Beitrag von Hartmut Bleumer ist den Liedern von Oswald von Wolkenstein gewidmet. Während Benz und Kiening insbesondere die lyrische Rede betrachten, stellt Bleumer den Aspekt der Autonarration in den Fokus. Diese ist ihm zufolge durch eine inhärente Differenz zwischen dem Ich und seinem narrativen – und damit in Distanz gesetzten – Selbst-Entwurf geprägt, die zu einer mehrstimmigen Konzeption des Ich führt.

Das Verhältnis von lyrischer Ich-Rede und Narrativität steht auch bei Manuel Braun im Zentrum. In einer Analyse der *Minnelehre* Johanns von Konstanz und Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst* sowie einiger Minnesang-Strophen zeigt er auf, dass sich im Minnesang Protonarrative finden, die als genetische Vorläufer der Ich-Erzählungen gesehen werden können. Insgesamt kommt dem Minnesang in der Entwicklung des Ich-Erzählens damit eine Vermittlerrolle zu: Hier kann das Ich von sich selbst zu erzählen, ohne das an das Ideal der *hövescheit* gebundene Tabu des Eigenlobs zu brechen, da der Minnesang gerade das Scheitern des adeligen Mannes zum Erzählanlass nimmt. Weitere narrative Strategien, die das Tabu des *rüemens* umgehen lassen, untersucht Albrecht Hausmann. In seiner Analyse der Minnelyk bei Walther von der Vogelweide setzt er den Unterschied einer lyrischen, präsentischen und einer narrativen, präteritalen Sprechweise zentral, die mit der Alternative „Ich-Sagen‘ oder ‚Erzählen vom sexuellen Erlebnis““ (S. 206) korreliert. Die Ich-Erzählung ist nach Hausmann Folge einer narrativen Vergegenwärtigungsstrategie, nämlich das Erotisch-Sexuelle aus der präteritalen Distanz in die Gegenwart des Vortrags zu holen.

Die Minnelyk bildet auch die Vergleichsfolie für die Untersuchung der Minnesängerballaden und der Liederkompilation des *Neithart Fuchs* im Beitrag von Katharina Philipowski. Sie zeigt auf, dass mit der Marginalisierung der Themen Minne, Dienst und Werbung im *Neithart* das Erzählen sujethaft werden kann. Der *Neithart* ist ihr zufolge mehr Ich-Erzählung als die Minnelieder, unterscheidet sich von den späteren Schelmenromanen aber noch dadurch, dass keine frei erfundene Figur zum Helden und Erzähler wird. Einen fiktionalen Ich-Erzähler macht dagegen Dietmar Rieger in der okzitanischen Pastourelle aus. Auf der Basis einer Differenzierung zwischen Ich-Aussage und Ich-Erzählung charakterisiert er die Pastourelle als fiktionale Erzählung, in der das Ich eher Bühnenfigur als Dichter-Ich ist und damit die Ironisierung beziehungsweise Komisierung des Ich begünstigt.

Bent Gebert analysiert die Ich-Erzählung in Dantes *Vita Nova* in Bezug auf Verräumlichungsstrukturen und argumentiert, dass rhetorische, referentielle und grammatische Brüche in den Ich-Erzählungen nicht als narrative Inkohärenzen, sondern als „paradoxe Akte der Verräumlichung durch Näherung und Abstandnahme“ (S. 277) zu lesen sind, die ihm zufolge eine notwendige Voraussetzung für die Ausprägung des Ich-Erzählens darstellen.

Sonja Glauch vergleicht Dantes *Vita Nova* mit den „Lyriker-Autobiographien“ *Voir dit* (Guillaumes de Machaut) und dem *Frauendienst* (Ulrich von Liechtenstein) und sucht daran zu zeigen, dass im 13. und 14. Jahrhundert eine weltliche Autobiographik „mit einer gewissen Folgerichtigkeit aus dem Erzählen von Minnelyk entspringt“ (S. 342). Die Erzählhaltung der ersten Person sieht sie dabei nicht als erzähltechnische Konsequenz, sondern pragmatisch durch das

Selbstverständnis der Dichter in der Personalunion als Liebende, Minnesänger und Poetologen motiviert.

Michael Waltenberger widmet seinen Beitrag den Minnereden, in denen er – exemplarisch vorgeführt mittels einer raumsemantischen Analyse der Rede vom *Rat einer Jungfrau* – eine gesteigerte Erfahrungshaftigkeit feststellt. Die Disparatheit zwischen konventionellem Minnewissen und der partikulären Liebes-Erfahrung des Ich deutet er als Umbruch in den epistemischen Bedingungen des Minnediskurses, die sich allerdings von der Ausformung moderner Subjektivität unterscheiden.

Caroline Emmelius wendet sich den teils abrupten Sprecherwechseln in der Frauenmystik zu und argumentiert, dass die Visionen von Adelheid Langmann, Christina von Hane und Mechtild von Magdeburg weniger das eigene Selbst als vielmehr das göttliche Andere thematisieren. Das Ich steht dabei nur als Vermittlungs- und Wahrnehmungsinstanz im Fokus. Harald Haferland zufolge kommt den Visionen nichtsdestotrotz eine wichtige Bedeutung in der Ausprägung des Ich-Erzählens zu: Auf der Basis einer Analyse der Visionen von Hildegard von Bingen, die auch kulturhistorische wie neurologische Aspekte berücksichtigt, resümiert er, dass die Visionen und Auditionen zwar göttlicher Verantwortung zugesprochen werden, Datierungen und Altersangaben diese aber gleichzeitig auch als autobiographische Episoden verankern (S. 463). Gerade der Visionsempfang berechtigt trotz des *superbia*-Verdachts dazu, Lebensabschnitte autobiographisch zu konstruieren (S. 464). Diesen Aspekt nimmt auch Gert Hübner in seinem Beitrag zu Gregor von Tours auf. Er verfolgt die Traditionslinien mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ich-Erzählens auf Latein und in den Volkssprachen und identifiziert als die produktivsten homodiegetischen Traditionen die Revelationserzählungen (Visionen, Auditionen, Träume) und Erkenntnis-Prozesserzählungen (S. 467f.). Diese fallen ihm zufolge nicht unter den *superbia*-Verdacht, da Gott als Erkenntnisgegenstand das Erzählen rechtfertigt. Ich-Erzählen erscheint zudem dann als berechtigt, wenn die eigene Beteiligung exemplarisch göttliche Ordnungsverhältnisse erkennbar werden lässt, wodurch das historiographische Erzählen zum Motivator von Ich-Erzählungen werden kann.

Christine Stridde widmet sich den Wechseln zwischen der ersten und dritten Person bei Mechtild von Magdeburg, die keine einheitliche Referentialisierung der Ich-Stimme zulassen. Den Grund für die abrupten Wechsel sieht Stridde in einer den Texten inhärenten Distanz zwischen narrativem Bestreben und lyrischem Präsenzversprechen.

Wie der Überblick deutlich macht, beleuchten die einzelnen Beiträge das Ich-Erzählen aus unterschiedlichen theoretischen Blickwinkeln und anhand unterschiedlicher Textgrundlagen, konvergieren gleichzeitig aber auch immer wieder in den gleichen zentralen Aspekten, die mit dem Ich-Erzählen verknüpft sind. In Konsequenz lässt sich der Sammelband damit auch in Bezug auf unterschiedliche Fragestellungen lesen: Die Beiträge behandeln Fragen nach dem Verhältnis der Ich-Erzählung zu den mediävistischen Konzepten von Autorschaft, Medialität, Fiktionalisierung und der Ausprägung eines individuellen Bewusstseins sowie die Genese von Gattungen und Erzählmustern, die Darstellung von Raum- und Zeitstrukturen, die Alterität mittelalterlichen Erzählens und den Universalitätsanspruch narratologischer Kategorien. Die Einsichten, die aus den einzelnen Beiträgen zu gewinnen sind, sind damit nicht nur für die deutschsprachige Litera-

turgeschichte relevant, sondern betreffen allgemeine Grundfragen der Mediävistik, der Komparatistik und der diachronen Narratologie. Gleichzeitig geht der Erkenntnisgewinn über die Summe der Einzelstudien hinaus, indem sich – unterstützt durch die Vorstrukturierung im einleitenden Überblickskapitel der Herausgeberinnen – hinsichtlich der Frage nach der Entstehung der Erzählhaltung der ersten Person im Laufe des Leseprozesses die Hinweise auf deren potentielle Entwicklungslinien verdichten. In mehreren Beiträgen wird diesbezüglich das Tabu des *rüemens* als relevanter Parameter thematisiert und aufgezeigt, dass im mittelalterlichen Diskurs die Ich-Thematisierung nur in denjenigen Situationen möglich erscheint, in denen der *superbia*-Verdacht ausgeschaltet ist. Auf diese Weise lassen sich Ursprungsmomente des Ich-Erzählens in so unterschiedlichen kommunikativen Kontexten wie der Minnelyrik, dem Pikaroroman, der geistlichen Literatur und dem historiographischen Erzählen finden, die bei all ihren Unterschieden auf ähnliche Weise die Distanz zwischen Ich-Aussage und narrativer Selbst-Konstruktion und die Disparität zwischen der Darstellung partikulärer Erfahrung und universaler Ordnung thematisieren lassen.

Gleichermaßen lässt sich aus den Beiträgen resümieren, dass Ich-Rede und Auto-Narration nicht vorschnell mit Erzählen von sich selbst gleichgesetzt werden dürfen und ‚ich‘ nicht notwendigerweise an ein personales Bewusstsein gekoppelt ist. Vielmehr lassen die Textanalysen deutlich werden, dass hinter dem Personalpronomen der ersten Person ein mehrstimmiges Ich steht, was explizit insbesondere in den Beiträgen von Eva von Contzen und Hartmut Bleumer thematisiert, aber auch in allen anderen Beiträgen herausgearbeitet wird.

Die einzelnen Beiträge weisen ausnahmslos eine hohe Qualität auf. Dies ist insbesondere auch eine Konsequenz daraus, dass sich in allen Beiträgen theoretische Fundierung und detailliertes *close reading* auf gelungene Weise ergänzen und immer wieder der Bogen zu übergreifenden Fragestellungen gespannt wird. Der Band konturiert so aus dem Befund eines unübersichtlichen Felds ein facettenreiches, differenziertes Bild des Ich-Erzählens im Mittelalter, was nicht zuletzt auch der überlegten Anordnung der Beiträge zu verdanken ist. Diese fügen sich durch die verbindenden inhaltlichen Aspekte zu einer fast reigenhaften Struktur. Allein der Beitrag von Christine Stridde hätte hier möglicherweise an einer anderen Stelle einen passenderen Platz finden können. Die abweichende Reihenfolge der Darstellung der Beiträge in der Einleitung lässt vermuten, dass für diesen möglicherweise tatsächlich ein anderer Ort vorgesehen worden sein mag.

Der Leser könnte sich nach der Lektüre fragen, welche Erkenntnisse noch aus dem Einbezug der Epik und von Texten aus dem frühen Mittelalter zu ziehen wären. Solche Anschlussfragen zeigen aber nur das Potential auf, das sich aus mediävistischer wie narratologischer Sicht aus der Rezeption des Bandes ergibt. Der Band selbst erfüllt sein Ziel einer ersten erzähltheoretischen Orientierung

über das weitgehend unübersichtliche Feld des vormodernen Ich-Erzählens vorbildhaft, indem er ein hoch relevantes Gebiet der Mediävistik und der historischen Narratologie erschließt und methodisch wie theoretisch den Weg für weitere Untersuchungen des vormodernen Ich-Sagens und Ich-Erzählens weist.